

# VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 14

Schwerpunkt: Gesellschaft und Psychiatrie  
in Österreich 1945 bis ca. 1970

Herausgegeben von

Eberhard Gabriel, Elisabeth Dietrich-Daum,

Elisabeth Lobenwein und Carlos Watzka

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2016



---

Jens Gründler, Stuttgart (Rez.)

**Monika ANKELE / Eva BRINKSCHULTE, Hg.,**  
**Arbeitsrhythmus und Anstaltsalltag. Arbeit in der Psychiatrie**  
**vom frühen 19. Jahrhundert bis in die NS-Zeit**  
(Stuttgart 2015, Franz Steiner Verlag),  
237 S., 6 Fotos, 3 Abb., 4 Tabellen; EUR 48,00.  
ISBN 978-3-515-10917-8.

---

Das Thema „Arbeit“ beschäftigt die Psychiatrie seit ihrer Existenz als medizinische Wissenschaft. Spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert mussten Patientinnen und Patienten mit unterschiedlichen ärztlichen Begründungen in Anstalten arbeiten, weil Müßiggang als krankmachend angesehen wurde. Wenigstens, wenn sie nicht den „höheren“ Klassen zugehörig waren. In dem von Monika Ankele und Eva Brinkschulte vorgelegten Sammelband, der auf eine interdisziplinäre Tagung in Hamburg zurückgeht, ist die grundlegende Ambivalenz zwischen Arbeit als Therapie und Arbeit als ökonomischem Anstaltsprinzip das strukturierende Leitthema. Zwei Beiträge stehen dem Band als inhaltliche Ausführungen zum Thema Arbeit im Zusammenhang mit psychiatrischen Anstalten voran. Heinz-Peter Schmiedebach und Eva Brinkschulte, beide leiten medizinhistorische Institute, stellen in aller Kürze den Wandel des Konzepts und der Bedeutung von Arbeit in Anstalten vor. Der Medizinhistoriker Kai Sammet analysiert, ausgehend von Überlegungen, die Anstalt als eine Organisation im soziologischen Sinne zu verstehen, den Zusammenhang von Arbeit und Anstalt. Darüber hinaus führt er die Konzepte der „aktiveren Krankenbehandlung“ (Simon) und der „offenen Fürsorge“ ein.

In den Texten, die den Zeitraum zwischen 1800 und 1930 behandeln, wird zum einen die therapeutische Bedeutung der Arbeit im institutionellen Rahmen betont. Die Beschäftigung der Kranken in den anstaltseigenen Werkstätten und landwirtschaftlichen Betrieben wurde als heilsam angesehen, wie Anna Urbach und Thomas Müller hervorheben. Darüber hinaus galt die Fähigkeit zur sinnvollen Arbeit und Eingliederung in Arbeitsverhältnisse den Medizinern als wichtiges Indiz für „Heilerfolge“. Zum anderen machen die Beitragenden deutlich, dass von den Anstaltsleitungen auch der wirtschaftliche Nutzen der Arbeit von Patientinnen und Patienten immer wieder als Argumentationshilfe gegenüber Kostenträgern und Versicherungen hervorgehoben wurde. In ihrem Artikel über die „Erziehungsanstalt“ der Wittenauer Heilstätten verdeutlicht Petra Fuchs, dass die Arbeitsfähigkeit oder „Nutzbarmachung“ schon bei Kindern mit „geistiger Behinderung“ erklärtes Therapieziel gewesen ist. Arbeit spielte demnach um 1900 in jeder Phase psychiatrischer Behandlung eine zentrale Rolle. In vielen Beiträgen sind außerdem die ethischen Implikationen der Arbeitstherapie Thema. Besonders in der Weimarer Republik scheint die Debatte über Sinn und Nutzen dieser Heilmethode virulent gewesen zu sein. Mathias Wirth diskutiert die Therapieform anhand der monotonen Betätigungen von Patientinnen und Patienten in Anstalten, in denen der Gegensatz von Sinn- und Iden-

titätsbildung versus potentieller Entfremdung durch Arbeit manifest wird. Monika Ankele macht in ihrem Beitrag deutlich, dass die psychiatrie-internen Diskussionen über die Arbeitstherapie ihren Weg in sozial- und gesellschaftspolitische Debatten am Ende der Weimarer Republik fanden, in denen verschiedene Akteurinnen und Akteure das Konzept für ihre je eigenen Zwecken nutzten.

Zwei Beiträge befassen sich mit der Psychiatrie in der Zeit des Nationalsozialismus. Maïke Rotzoll untersucht den Bedeutungswandel der Arbeitstherapie im NS, die durch die Fokussierung auf die produktive, nützliche Seite der Arbeit ihren ursprünglichen Charakter als reine Heilmethode verlor. Die Radikalisierung dieser Fokussierung führte dazu, dass die „Arbeits-(un-)fähigkeit“ letztendlich als Selektionskriterium für die NS-Krankenmorde genutzt werden konnte. Stefanie Coché analysiert dagegen die Perspektive der Nutzer von Psychiatrien während des Weltkrieges. Sie kann zeigen, wie die (Un-)Fähigkeit zu Arbeiten von Angehörigen genutzt wurde, um sowohl Einweisungen in als auch Entlassungen aus Psychiatrien zu erreichen. Überzeugend legt Coché den Handlungsspielraum der einzelnen Akteurinnen und Akteure, besonders der Familien, dar. Am Beispiel alter Menschen kann sie darüber hinaus aufweisen, wie psychiatrische Anstalten wieder zu „catch-all“ Einrichtungen für alle diejenigen mutierten, die sich abweichend verhielten oder sich selbst oder andere gefährdeten.

Als einziges Manko dieses durchweg gelungenen Sammelbandes ist die strikte Fokussierung auf den deutschen Raum zu nennen. Arbeit und deren therapeutische Nutzung in psychiatrischen Anstalten war ein internationales Phänomen, das in verschiedenen Konzepten und Ansätzen, teils durchaus länderspezifisch, sichtbar wurde. Ein Blick in die internationalen Diskussionen über und in die Praktiken der Arbeitstherapie hätte durchaus zur Schärfung des Blicks auf die besonderen Zustände im deutschen Raum beigetragen. Diese Anmerkung soll aber eher Aufforderung nach einer Erweiterung der Analyse der Arbeitstherapie und der Bedeutung der Arbeit innerhalb der psychiatrischen Praxis und Theorie sein als eine Kritik.